

BUCHBESPRECHUNGEN

Sabine Eickenrodt, *Augen-Spiel. Jean Pauls optische Metaphorik der Unsterblichkeit*. Göttingen: Wallstein Verlag 2006. 391 S.

Die Berliner Habilitationsschrift stellt sich ein anspruchsvolles Programm. Jean Pauls optische Metaphorik verknüpft das Thema der Unsterblichkeit mit naturwissenschaftlichen Epistemologien, aber sie ist zugleich eine der wesentlichen Reflexionsmedien der eigenen Poetik. Das Einleitungskapitel führt diese Bereiche zunächst auf kleinere Analyseeinheiten zurück. Die Poetologie wird in den Rahmen Witz, Metapher und Allegorie verwiesen, und die Verbindung von Epistemologie und Unsterblichkeit wird in ein jeweiliges metaphorologisches *tertium* gestellt: Augenheilkunde, Sinologie und Ballon-schiffahrt.

Die Exegese der *Unsichtbaren Loge* orientiert sich an der Augenheilkunde und deshalb vor allem an der Metaphorik des Starstechens, welches vielfach mit dem Schreibakt zusammengebracht wird. Das Wissen, das das 18. Jahrhundert von der Physiologie des Auges hatte, wird von Eickenrodt in das ganze linguistische Feld eingespielt, welches in der *Unsichtbaren Loge* die Ordnungen des Sichtbaren und des Unsichtbaren betreffen. Hierbei stehen neben den Szenarien der Blindheit und des realen Nichtsehenkönnens die optische Metaphorik und selbst noch die Anagrammatik in Rede. Das Syntagma *ein schneidend durch die Luft fliegender Star* ist Eickenrodt eine ausführliche Exegese wert, um das Thema des Starstechens über homonymische Signifikantenketten in die Textualität von Jean Pauls Roman einzulesen.

Das zweite grosse Kapitel widmet sich dem *Hesperus* unter der Hinsicht der *sinesischen Sprachgitter*. Leibniz' Versuch, die Entzifferung des Chinesischen mit dem Konzept der *ars combinatoria* zu verbinden, führt nach Eickenrodt bei Jean Paul zu einer Sprachidee, bei der sich die Sprache wie ein Gitter, verbergend und gleichzeitig eröffnend, zwischen die Ordnungen des Sichtbaren und des Unsichtbaren legt und dabei eine komplexe Neuordnung der optischen Metaphorik nach sich zieht.

Die beiden zentralen Texte zu den Ballonfahrten – *Das Kampaner Tal* und *Des Luftschiffers Giannozzo Seebuch* – dienen zum Ausgangspunkt einer

ganzen Reihe von metaphorischen wie epistemologischen Anschlussoperationen. Ballon und Auge, Ballon und Kugel, das Modell des Höhenblicks als Ursprung anderer Sichtbarkeiten, Gasfüllung und Witzentladung, Ballon und Auge im Zusammenhang mit Himmelskörpern, Ballonflug und satirische Weltfahrt, Aufstieg und Unsterblichkeit: dies sind nur einige der semantischen und ikonischen Reihen, die Eickenrodt aufbietet, um die Bildlichkeit dieser Texte mit den Metaphorologien der epistemologischen Diskurse der Zeit zu verbinden.

Das letzte und im Vergleich kürzere Kapitel zum *Titan* und zur *Selina* beschäftigt sich mit der Metaphorologie der Toten, also mit ihrer Präsenz in Szenarien der in Blindheit vorweggenommenen Sterbeszene, der Totenerinnerung und der jenseitsbezogenen Phantasie.

Blickt man auf dieses Programm, so wird schnell deutlich, dass sich die Arbeit in einem komplexen argumentativen Dreieck aus Poetologie, Epistemologie und Metaphorologie der Unsterblichkeit bewegt. Aber selbst diese Ordnung ist nochmals zu komplizieren. Denn Eickenrodt holt die epistemologischen Modelle vor allem bei ihren ikonischen Modellbildungen ab, um diese Bilder den Texten Jean Pauls einzulesen, welche auf diese Weise zu allegorischen Recherchen der Unsterblichkeitsfrage werden. Alle diese an sich schon umfangreichen Komplexe sind in der Jean-Paul-Forschung in verschiedener Weise und ausführlich besprochen worden. Seit der Arbeit von Wolfdietrich Rasch¹ führt die Analyse der Erzählweise zunehmend auf die Frage nach Jean Pauls Bildlichkeit und Metaphorik. Auf einer allgemeineren konzeptionellen Ebene ist mit der gegenwärtigen literaturwissenschaftlichen Rezeption von Blumenbergs Konzept der Metaphorologie die Verknüpfung von Epistemologie und Metaphorik gegeben, die Eickenrodt, leider ohne Bezug auf diese Debatte, aber der Sache nach anstrebt. Im engeren Bereich der Jean-Paul-Forschung sind es die schon älteren Arbeiten von Pross² und Schmidt-Biggemann,³ welche die notwendige Materialbasis für eine epistemologische Recherche der Jean Paulschen Metaphernbildung gelegt haben. Denkt man zusätzlich an die Studien, die zum Platonismus und damit zur metaphysischen Debatte um die Existenz einer zweiten Welt und ihrer Sicht-

¹ Wolfdietrich Rasch, *Die Erzählweise Jean Pauls. Metaphernspiele und dissonante Strukturen*, in: *Interpretationen*. Bd. III. *Deutsche Romane von Grimmelshausen bis Musil*, hrsg. von Jost Schillemeit. Frankfurt a.M., Hamburg 1966, S.82–117.

² Wolfgang Proß, *Jean Pauls geschichtliche Stellung*. Tübingen 1975.

³ Wilhelm Schmidt-Biggemann, *Maschine und Teufel. Jean Pauls Jugendsatiren nach ihrer Modellgeschichte*. München 1975.

barkeit vorliegen (bes.: Kiermeier⁴), so ist leicht zu sehen, dass Eickenrodt ein gleichermaßen riskantes wie ehrgeiziges Projekt in Angriff nimmt. Eine Habilitationsschrift in diesem intellektuellen Terrain zu platzieren, hat nur dann Sinn, wenn sie in Auseinandersetzung mit einer substantiellen Forschungslage konzeptionell, materialbezogen und interpretatorisch Neues zu sagen hat.

Konzeptionell verlangt beim gegenwärtigen Stand der Debatte die Auseinandersetzung mit Jean Pauls optischer Metaphorik der Unsterblichkeit eine Aufnahme der Fragestellungen der Wissenspoetik und damit eine Diskussion des komplexen Verhältnisses von Epistemologie und Bildlichkeit. Welche Rolle spielen Bilder und Metaphoriken im Prozess des Wissens? Auf Jean Paul bezogen: Metaphorisiert sein Text vorliegende Wissensbestände? Erzeugen seine Textrhetoriken neues Wissen? Entautomatisiert Jean Paul Wissen? Poetisiert er Wissen, um es von der Ebene der Epistemologie auf die Ebene einer Sinnreflexion zu überführen? Es findet sich mit dem Verweis auf die *commercium*-Debatte (15) zwar die Benennung des historischen Diskurses, es wird aber nicht die Möglichkeit aufgenommen, konzeptionelle Rahmenbedingungen der hier nur material gestellten Frage zu reflektieren. Denn Jean Pauls Metaphorologie offeriert die Möglichkeit, die *commercium*-Frage in eine poetische Topik zu überführen. Die gelegentliche Desorientierung, die den Leser bei der Lektüre dieses Buches überkommt, resultiert aus unterlassenen konzeptionellen Überlegungen dieser Art. Zuweilen scheint Eickenrodt über die Metaphorologie Jean Pauls eine Poetisierung der implizierten Epistemologien nachweisen zu wollen, ohne dabei allerdings über den epistemologischen Status solcher Poetisierungen Rechenschaft abzulegen. Ein anderes Mal scheint sie Metaphoriken auf epistemologische Voraussetzungen herunter zu brechen, ohne freilich darüber nachzudenken, dass sie damit den Jean Paulschen Text zum Epiphänomen seiner eigenen Referenzen macht. So fehlt eine distinkte Idee von Jean Pauls ästhetischer Strategie hinsichtlich der Fragestellung (Optik als Modell für Metaphysik) ebenso wie eine Einschätzung des epistemologischen Wertes der Poetisierung des Wissens. Weil der konzeptionelle Rahmen der Arbeit sowohl auf der allgemeinen Ebene – grundsätzliches Verhältnis von Bild, Wissen und poetischem Text – wie auch in Bezug auf Jean Paul unbestimmt gelassen wurde, bleiben die einzelnen Beobachtungen ohne Einbindung.

Ist die Arbeit auf der Ebene der Materialrecherche innovativ? Die primäre Referenz des wissenschaftlichen Diskurses ist bei Eickenrodt die jeweils

⁴ Joseph Kiermeier, *Der Weise auf den Thron! Studien zum Platonismus Jean Pauls*. Stuttgart 1980.

extensiv referierte und in ausladenden Fussnoten dokumentierte Forschung. Auf Quellentexte des 18. Jahrhunderts oder früherer Zeiten kommt sie durch die Vermittlung dieser Forschungslage, was zugleich heisst, dass die Recherche der epistemologischen, poetischen und philosophischen Kontexte Jean Pauls im Bereich dessen bleibt, was schon seit langem Gegenstand der Jean-Paul-Forschung ist. Dies allein wäre noch kein Einwand. Da aber für die herangezogenen Quellen dieselbe konzeptionelle Unklarheit wie bei den Jean-Paul-Texten herrscht, wird der Eindruck der Desorientierung noch verstärkt. Kaum je wird klar, ob Texte von Leibniz, Hamann, Herder, Diderot und anderen dazu dienen, Jean Pauls epistemologische Modelle oder seine Metaphorik herzuleiten oder dazu, Jean Pauls Dekonstruktionen entweder der Modelle oder der Metaphorik zu untermauern.

Auf der Ebene der Textinterpretation wird die Arbeit sehr geteilte Reaktionen hervorrufen. Eickenrodt beschreibt ihre Exegesen als mikrologische Analyse, und in der Tat geht sie mikrologisch, nämlich weitgehend anagrammatisch vor. So widmen sich die Seiten 88 bis 106 kurzen Auszügen aus der *Unsichtbaren Loge*, um die plausible These, dass das Starstechen und das Schreiben eine enge metaphorische und poetologische Kopplung eingehen, einer Gegenprobe zu unterziehen. Interessanterweise besteht hier die Gelingenbedingung darin, dass Eickenrodt eine Buchstäblichkeit der Lektüre durchführt, in der die vorher aus problematischen Herleitungen etablierten Bilder unterwandert werden. Jean Pauls Sprachartistik arbeitet nämlich mit Verschiebungen auf der anagrammatischen und der syntaktischen Ebene, wie Eickenrodt nachweisen kann. So wird z.B. ein Wort wie *unversehens* dann sprechend (101ff.), wenn die ganze Textpassage das Paradox eines Sichtbaren, das sich entzieht, zum Gegenstand hat. Oder auch der Nachweis, dass durch einen syntaktischen Parallelismus das Präfix *ab-* vom Verb *ableihen* zum Verb *schneiden* wandert, um so dem Leser zu suggerieren, dass bei einem Kind etwas abgeschnitten wird, vollzieht eine Bastelei, die in den Bestand sowohl der syntaktischen wie morphologischen Integrität der Sprache einschneidet, um auf diese Weise einen Text gleichsam durch eine anagrammatische Staroperation sehend zu machen. Diese Erkenntnisse sind wertvoll. Sie weisen den Weg zu einer anagrammatischen Lektüre Jean Pauls. Leider aber werden diese Passagen dann doch nicht in ihrer möglichen Radikalität bedacht. Sie dienen Eickenrodt dazu, eine Konvergenz ihrer Thesenbildung zu mikrologischen Textanalysen zu behaupten. Dass de facto gerade die anagrammatische Mikrologie vor allem dazu geeignet ist, die Integrität metaphorologischer Thesenbildungen zu unterwandern, tritt nicht in den Horizont von Eickenrodts Reflexionen.

Ein Fazit zu dieser Arbeit gestaltet sich schwierig. Die Themenstellung als solche ist nicht nur legitim und hochaktuell, sondern sie markiert ein wesentliches Desiderat der Forschung. Nach den Arbeiten von Pross und Schmidt-Biggemann steht der ungleich komplexere Versuch, die Modellgeschichten von der Ebene der Epistemologie auf die der Poetologie zu heben, nach wie vor aus. Pfotenhauer, Bergengruen und andere haben Versuche in diese Richtung unternommen, aber die überzeugende Kombination von Epistemologie und Poetologie bei dem sprachlichen Bildenker Jean Paul muss zweifelsohne durch das Nadelöhr der detaillierten Exegese geführt werden. Eickenrodt hat in ihrer Arbeit also sehr genau den Finger auf den Punkt gelegt, der für die Jean-Paul-Forschung den grössten Ertrag verspricht. Gleichwohl führen ein gewisser Mangel an konzeptioneller Klarheit und eine nicht genügende Quellenrecherche dazu, dass die vorliegende Arbeit das Versprechen, das sie gibt, nicht zur Gänze einlösen kann. Die mikrologischen Analysen werden nach Lage der Dinge so strittig bleiben, wie anagrammatische Lektüren es in der Regel sind. Aber vielleicht sind es gerade diese Passagen, welche, mit einer intensiveren theoretischen Absicherung, auf eine Ebene von Jean Pauls Texten verweisen, deren Radikalität der Forschung zu entdecken noch aufgegeben ist.

Ralf Simon (Basel)

Paul Fleming, *The Pleasures of Abandonment. Jean Paul and the Life of Humor*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2006. 170 S.

Das offenkundig für den amerikanischen Markt geschriebene Buch gibt eine Einführung in die Grundgedanken Jean Pauls und in einige seiner Werke. In dieser Reihenfolge. Die Grundgedanken, um den Terminus des mehrmals zitierten Max Kommerell aufzunehmen, werden als anthropologisch gegeben vorausgesetzt, indem Fleming das Motiv von Jean Pauls Überzeitlichkeit, stehend an der Pforte des 20. Jahrhunderts (Börne), ernst zu nehmen gesonnen ist. Dass es Fleming um die Hoffnungen und Wünsche des Lebens geht, welches für postkantianische Dichter der wesentlichen Gewissheiten beraubt ist, wird durch den in der Rezeptionsgeschichte geläufigen Kunstgriff, Jean Paul existentialistisch in den offenen Horizont der *condition moderne* zu stellen, elegant und ohne weitere Anstrengung begründet. An die Stelle des Glückes treten so die Wege glücklicher zu werden, an die Stelle der Metaphysik der Humor, an die Stelle der prosaischen Welt der Witz. Humor und Witz werden dabei als welttauslegende Verfahren begriffen, die existentielle

Verlassenheit durch die Autopoiesis der Phantasie zu überspielen. Flemings Kernargument besteht in der Affirmation der verschiedenen Verfahren Jean Pauls, sich die Phantasie rekursiv an ihren Effekten bewahrheiten zu lassen. In der Tat beschreibt dies die eigentliche Virtuosität Jean Pauls: Er lässt aus den kontrafaktischen, den Tod aufschiebenden Setzungen der Phantasie eine nur durch sie induzierte Erfahrung dafür eintreten, dass diese Erfahrung als solche real sei. Das Buch von Fleming kreist um die verschiedenen Varianten dieser zirkulären Sinnbewahrheitung durch Sinnstiftung angesichts gewusster Weltkontingenz.

Mit diesem Programm sind Chancen und Einschränkungen gegeben. Zunächst ist das Buch gut geschrieben. Es gefällt durch einen flüssigen Stil, der sich wohltuend einem allzu akademischen Jargon enthält. Die Konzentration auf die anthropologische Funktion der Phantasie als gleichermassen Kontingenz anerkennendes wie Kontingenz zumindest zeitweilig bewältigendes Vermögen erlaubt dem Verfasser eine Rhetorik, in der die literarischen Konstellationen unmittelbar als Erörterung von Grundfragen der Lebensphilosophie erscheinen. So fühlt sich der Leser mitgenommen und angesprochen. Er wird unter dieser kundigen Führung animiert, seinen Weg in das sperrige Sprachgitter Jean Pauls zu suchen.

Die Nähe zu den grossen Problemen des Lebens – Tod, Liebe, Glück, Weisen der Lebensführung – ist aber zugleich eine Ferne zur durch und durch literarischen Substanz von Jean Pauls Schreiben. Fleming bespricht ausführlich die Todesproblematik (*Rede des toten Christus* im Zusammenhang mit Emanuels Sterben im *Hesperus*), er verhandelt den Eheroman *Siebenkäs*, widmet dem *Wutz* eine intensive Exegese und denkt die Differenzbestimmung zur Frühromantik daraus, dass im Gegensatz zur nur sprachlichen Unendlichkeit der Ironie Jean Pauls Humor die reale Existenz des Partikularen zur Geltung bringt. Was er konsequent verschweigt, ist die ganze Problematik der Selbstbezüglichkeiten bei Jean Paul. Weder der ästhetizistische Diskurs, dessen Spitze Roquairol ist, noch die philosophische Selbstreferenz (Schoppe) werden auch nur einmal erwähnt. Das geschlossene Bild eines schliesslich humanistischen Dichters, der trotz eines vollkommen anerkannten Nihilismus eine Möglichkeit des Lebens aus der Magie der Einbildungskraft heraus entwirft, kann nur über den Ausschluss von Jean Pauls radikalsten Optionen durchgeführt werden.

Es fehlt aber nicht nur die Analyse der literarischen Selbstbezüglichkeiten. Dass Fleming die Texte implizit als Lebensphilosophie verhandelt und gleichwohl Jean Paul fast ausschliesslich mit Jean Paul erklärt, also die Romane mit der *Vorschule*, führt zu weiteren Verengungen. Verhindert die

Emphase des Lebens die Betonung der Literatur, so die Immanenz der Exegese die ganze Serie von möglichen und notwendigen Lektüreansätzen. Viel kann man existentialistisch über die *Rede des toten Christus* sagen, aber es wäre angebracht, angesichts der Vielzahl der Welten von der nachkopernikanischen Kosmologie und ihrer Entfremdungserfahrung zu sprechen. Theologisch hätte man sich um die Tradition Apokalypseauslegungen zu kümmern, vielleicht aber auch um die Fragestellung, ob Jean Paul hier Philosopheme des Deismus wieder einem persönlichen Gott, wie ihn die lutherische Orthodoxie glaubt, einschreibt, um so die Orthodoxie durch einen orthodox gemachten Deismus von innen her zu sprengen. Jean Pauls vertrackte Innerlichkeit braucht nicht allein literatursoziologisch, sondern könnte auch mediologisch (im Sinne Koschorkes) erörtert werden. Überhaupt wären die vielfachen Felder der Poetik des Wissens, wie sie in den letzten Jahren ausgearbeitet worden sind, zu bedenken. Aber Flemings an der Immanenz von Jean Pauls Werk (gelesen als Lebensphilosophie) orientierte Rede straft alle diese Kontexte durch Nichterwähnung. Überhaupt ist der Stand der rezipierten Forschung nicht ganz aktuell. Kommerell, Wölfel und Minder bilden das germanistische Dreigestirn, dem sich ein anderes, weniger kohärentes, beigelegt: Nietzsche, George, Freud.

Gleichwohl beeinträchtigen diese Hinweise auf mangelnde Forschungsaktualität nicht den Wert des kompakten und flüssig geschriebenen Buches. Da es nicht den Anspruch stellt, eine eigene Forschungsleistung sein zu wollen, findet es sein Ziel darin, »Jean Paul« sichtbar zu machen, ihn als eine intellektuelle Grösse *sui generis* im Raum der Moderne darzustellen. Dem dienen Differenzbestimmungen und Analogieziehungen zu zentralen Positionen der Moderne. Fleming arbeitet die Differenz Jean Pauls zur Reflexionspoesie der Frühromantik heraus (41ff.), weist seine Nietzsche ebenbürtige theologische Radikalität nach (109), versucht mit George die Prosa Jean Pauls auf eine Höhe mit Goethe zu stellen (90) und macht die kluge Beobachtung, Wutz' Umgang mit der Welt durch Freuds Fort-Da-Spiel zu verstehen (72). Das argumentative Gerüst besteht für Flemings Buch in der Jean Paul eigentümlichen Kombination des alles beherrschenden Todesgedankens mit einer auf Komik ausgerichteten Phantasie, welche die genannten rekursiven Selbstapplikationen erzeugt. So wird selbst die metaphysische Verlassenheit zu einem vertrackten Vergnügen, bei dem die temporale Dimension der Phantasie (Erinnerung an Kindheit, imaginative Vorwegnahme der Zukunft) den Tod mit Sinn begabt, die Einschränkung zur Idylle positiviert und das Elend einer Ehe zum Metanarrativ der Heilsgeschichte steigert.

Diese Abfolge gibt die Kapitelreihenfolge wieder. Auf eine Einleitung folgt die eher anthropologische als poetologische Erörterung von Phantasie und Humor in Reaktion auf den Todesgedanken (26–58). Dem *Wutz* ist die Analyse des idyllischen Konstruktivismus gewidmet (59–87): ein Kapitel, in dem Fleming Jean Pauls Idyllenbegriff von demjenigen Schillers absetzt (64ff.), einen Exkurs zu Leibniz' möglichen Welten einflieht (73ff.) und schliesslich, nicht unproblematisch, die Wutzsche Idyllenarbeit als selbstbewusste Poetologie der Magie der Einbildungskraft deutet. In dem Kapitel über die Vergnügungen der Irreführung (*The Pleasures of Deception*, 88–121) deutet Fleming vielleicht das misslungene Sterben Emanuels zu positiv, nämlich weithin als imaginativ gelungene Sinngebung des Todes. Das Kapitel über den *Siebenkäs* (122–150) stellt Fleming in den Horizont des Witzbegriffes, der, als verkleideter Priester, jedes Paar kopuliert. So wird die Ehegeschichte als Permanenz des Witzes, nämlich als überraschende Verbindung des Disparaten, lesbar.

Das Buch ist in seiner klaren Argumentation und seiner selbstbewussten Beschränkung gut lesbar und als Einführung – besser: als Hinführung zu Jean Paul – gewiss nützlich. Informierte Leser werden an den getroffenen Entscheidungen ihr Ungenügen spüren, aber es sich durch die kurzweilige Lektüre entgelten lassen.

Ralf Simon (Basel)

Annina Klappert, *Die Perspektiven von Link und Lücke. Sichtweisen auf Jean Pauls Texte und Hypertexte*. Bielefeld: Aisthesis 2006, 565 S.

Mit den »Perspektiven von Link und Lücke« benennt Annina Klappert in ihrer Bonner Dissertation ein erkenntnis- und medientheoretisches Denkmodell, das in der Produktion, Rezeption und Bewertung von Texten zwischen *Verknüpfungen* und *Verknüpfbarkeiten* unterscheidet (vgl. 11). Ausgehend von einer Homologie der »komplexe[n] Verknüpfungsstrukturen« (11) in Jean Pauls Texten und in Hypertexten werden diese Sichtweisen auf die beiden Textkorpora angewandt, deren mediale Differenz als »besonders reizvoll« (14) herausgestellt wird. Während die Perspektive des Link »das Verknüpfte, Entschiedene und Sichtbare« (12) in den Blick nimmt, ist die Perspektive der Lücke in dialektischer Opposition und Ergänzung auf »das Verknüpfbare, Virtuelle und Opake« (12) ausgerichtet und wertet es als »Freiheit und Potential« (12). Der Kombination, Vereindeutigung und somit Reduktion

in der Link-Perspektive stehen im Lücke-Prinzip Kombinierbarkeit, Bedeutungsvielfalt und somit Komplexität gegenüber. Während die Link-Perspektive für die Aktualität und Realisation von Verbindungen und die Evidenz des Aufgedeckten steht, ist die Lücke-Perspektive auf die Virtualität und Potentialität von Verbindungen und die Opazität des noch Aufzudeckenden ausgerichtet. Die historisch und medial weit auseinander liegenden Welten der Hypertexte einerseits und der Jean-Paul-Texte andererseits werden miteinander in Beziehung gesetzt, weil beide Texte, so begründet Klappert ihr Vorgehen, »in extremer Weise davon geprägt [sind], dass sie ›aus Stücken‹ geschrieben sind« (13): während Jean Paul »mit Hilfe von Exzerpten und Registern Versatzstücke für einen Materialfundus präpariert« (13), ist der Hypertext als »Sammlung von Textstücken definiert, die durch Links auf unterschiedliche Weise kombiniert werden können« (13).

Ihren produktionsseitigen Beobachtungen stellt Klappert rezeptionsästhetische und rezeptionsgeschichtliche Analysen zur Seite und kommt so zu einem übersichtlichen dreistufigen Konzept, in dem sie sich zunächst und am ausführlichsten den »Schreibweisen«, dann den »Lektürewesen« und schließlich den »Wertungsweisen« zuwendet und dabei jeweils die Verfahren in und mit Jean Pauls Texten mit den Spezifika des Hypertexts und der Hyperfiction kurzschließt. Klapperts Untersuchung ist also, was ihren Umgang mit Jean Paul angeht, kaum von traditionellen philologischen Fragestellungen geprägt, die um die Deutung und Einordnung des Autors und seiner Texte kreisen, und letztlich geht es ihr auch nicht um den Versuch der Rekonstruktion einer Schreibmethodik. Ihr Hauptaugenmerk legt sie auf die Strukturbesonderheiten und -verwandtschaften, die zwischen den beiden heterogenen Bereichen des Hypertexts und der Texte Jean Pauls erkennbar sind. Diese werden theoretisch reflektiert und damit beschreibbar gemacht, – in der Hoffnung auf eine gegenseitige Erhellung der beiden Bereiche. Ganz konkret werden als »Jean Pauls Texte« v.a. die Exzerptheft, ihre Register, der Initiations- und Schlüsseltext *Die Taschenbibliothek*, die *Vorschule der Ästhetik* sowie der Roman *Quintus Fixlein* näher besprochen, während als »Hypertexte« nicht etwa die geläufigen Strukturen des Internet, sondern eine Reihe von fiktionalen Beispielen digitaler Machart untersucht werden, in denen optionale Link-Strukturen eine zentrale Rolle spielen. Das Ziel des experimentell angelegten Vergleichs ist es, die Berührungspunkte und Eigenheiten der beiden Untersuchungsfelder herauszuarbeiten und den Blick für ihre mediale Differenz, aber auch für ihre überraschenden Gemeinsamkeiten zu schärfen.

Eine der Hauptadern von Klapperts umfangreicher Darstellung ist eine ausführliche, detaillierte und komplexe Theoriediskussion, die in dieser Rezension nicht annähernd rekapituliert werden kann: neben Strukturalisten (de Saussure, Jakobson) und einschlägigen Theoretikern des Hypertexts werden insbesondere Thesen von Eco, Barthes, Iser, Luhmann und Aarseth (*Cybertext*, 1997), aber auch Ergebnisse der neueren Narratologie diskutiert. Aarseths Unterscheidung zwischen »ergodischen« und »nicht-ergodischen« Texten bildet einen wichtigen Ausgangspunkt für die weiteren Betrachtungen: »ergodisch« ist ein Text, wenn der Leseweg erst erarbeitet werden muss (z.B. in der Hyperfiction), wohingegen ein nicht-ergodischer Text den Leseweg zumindest materiell vorgibt (vgl. 60). Ein weiteres, ebenfalls auf Aarseth zurückgehendes, leitmotivisches Begriffspaar begegnet in der Unterscheidung von unikursalen (»einwegigen«) und multikursalen (»vielwegigen«) Texten (vgl. 242). Wenn auch der Lesevorgang beim Hypertext genauso wie beim traditionellen gedruckten Text letztlich immer ein linearer ist (vgl. ebd.), so besteht doch in den multikursalen Optionalität und der unikursalen Reduktion ein fundamentaler Unterschied zwischen Hyperfictions und Jean-Paul-Texten. Letztere weisen dann allerdings in ihrer Unikursalität auch multikursale Elemente (Digressionen, Fußnoten und andere Verzweigungen) auf, die sie den Phänomenen des Hypertexts annähern.

Da es in dieser Rezension nicht möglich ist, die weit gespannten und theoretisch sehr differenzierten Reflexionen, Assoziationen und Argumentationen der Gesamtuntersuchung im Detail zu referieren, will ich mich im Folgenden primär Klapperts Ausführungen zu den »Schreibweisen« etwas ausführlicher zuwenden und dann die Kapitel »Lektürewesen« und »Wertungsweisen« hauptsächlich resultatativ diskutieren.

In ihrer näheren Betrachtung der »Schreibweisen« zeigt Klappert, dass sich »die Hypertext-Theorie und die Ästhetik Jean Pauls in zahlreichen programmatischen Aspekten ähneln« (66). Klapperts These ist, dass die Theoretiker des Hypertextes genauso wie Jean Paul der wahrnehmbaren Welt gegenüber eine lücke-perspektivische Haltung einnehmen: für beide ist Schreiben in erster Linie ein »Schreiben aus Stücken« (66). Aus dieser Perspektive wird die Welt als etwas (noch) Kombinierbares verstanden, das selektier- und rekombinierbar ist. Die Perspektive des Link dagegen sieht in der Welt »etwas (bereits) Kombiniertes. Ziel des Schreibens muss dann ihre Mimesis, Abbildung, Nachahmung oder auch Kopie sein.« (66)

Zunächst wird das ästhetische bzw. medientheoretische Programm eines »Schreibens aus Stücken« in seinen jeweiligen Verfahren beschrieben, »Welt-Stücke« als manövrierbares Schreibmaterial zu sammeln und zu spei-

chern« (67). In einem zweiten Schritt werden dann der Jean Paulsche »Witz« und der Hypertext-Link als zwei (verwandte) Operationen dargestellt, »die die Kombinierbarkeit und Kombination dieser Elemente gewährleisten sollen« (67) – In diesem Teil der Untersuchung werden auch Jean Pauls Exzerpte und ihre zentrale Funktion im literarischen Schreibprozess ausgiebig gewürdigt, wobei sich die Verfasserin insbesondere auf die grundlegenden Studien Götz Müllers (*Jean Pauls Exzerpte*. Würzburg 1988) bezieht. Es liegt auf der Hand, dass Jean Pauls eklektizistisches Exzerpierrezept in seiner Anlage und seinem Grundverständnis der Perspektive der Lücke verpflichtet ist, denn entscheidend sind darin nicht die fertigen Ergebnisse, sondern die *Möglichkeiten* der Kombination und Verwertung: Exzerpieren ist für Jean Paul Schreiben im Potentialis.

Klappert versteht Jean Pauls Exzerpierrezept einerseits als philosophisches Projekt, »da es von einem erkenntnistheoretischen Interesse geleitet wird« (77), andererseits aber auch als poetisches Projekt, »in dem es darum geht, über die Welt-Stücke die Phantasie anzuregen und in ihrer Kombination neue Welten zu imaginieren.« (77) Der Brückenschlag zur Perspektivik von Link und Lücke liegt nahe: »Jean Pauls Programm ist schließlich, indem es die Welt nicht als fertigen Zusammenhang, sondern als Material auffasst, das aufgelesen, ausgelesen und analysiert werden muss, um später rekombiniert werden zu können, ein lücke-perspektivisch ausgerichtetes Programm zu nennen.« (77) Zurecht stellt Klappert die Analogie zu den segmentierenden, modularisierenden und fragmentarisierenden Verfahren des Hypertextes heraus und findet eine plausible Erklärung dafür, dass Jean Paul bestimmte (v.a. fiktionale) Texte *nicht* exzerpiert: »Texte aus identifizierbaren Einzelteilen lassen sich [...] besser in einzelne Exzerpte und Hypertextkarten auflösen, Zusammenhänge schlechter.« (79) Die behaupteten Parallelen zum allumfassenden Textspeicher-Software-Projekt *Xanadu* (vgl. 80f.), das in den 1980er Jahren die Phantasien beflügelte, erscheinen dann allerdings weniger überzeugend, zumal es in *Xanadu* ja um die Erfassung von *ganzen* Texten und Bildern und nicht um deren Atomisierung und Fragmentarisierung wie bei Jean Paul ging.

In den Registern, die Jean Paul zu seinen Exzerpten angefertigt hat, erkennt die Verfasserin schließlich »eine Verquickung der Perspektiven von Link und Lücke« (88): »Es wird das ›Faß auf Flaschen‹ gefüllt und sortiert (Link-Perspektive), gleichzeitig werden die Flaschen nebeneinander gelagert und sind dadurch kombinierbar (Lücke-Perspektive).« (88) Der Akt der Bündelung und Ordnung wird durch einen damit untrennbar verbundenen Akt der Streuung und Unordnung schon wieder relativiert.

Die Schreibmethodik Jean Pauls und das Konzept des Hypertexts treffen sich, so die Ergebnisse des experimentellen Vergleichs, in mehreren Punkten: in der Selektion der brauchbaren Textelemente, in der Separierung und Begrenzung der Textgröße, in der Strukturierung und Benennung der Elemente durch Überschriften, in der Speicherung der Schreib-Stücke in einem Pool und schließlich auch in der Verzeichnung der Elemente in Registern und Indizes (vgl. 503). Besonders akzentuiert die Verfasserin die Ähnlichkeiten zwischen der ästhetischen Konzeption des Witzes bei Jean Paul und der medientheoretischen Konzeption des elektronischen Link im Hypertext: beide sollen sowohl die Kombinierbarkeit als auch die Kombination von Schreib-elementen gewährleisten (vgl. 504). Dabei sind aber die Intentionen und die in ihrem Dienste gebrauchten Vehikel der Phantasie (bei Jean Paul) und des Hypertexts selbst sehr unterschiedlich, und so kommt Klappert trotz aller Homologien zu dem Schluss, »dass Jean Paul auf keinen Fall als Vorläufer der Hypertext-Theorie zu sehen ist und der Hypertext auch keine Erfüllung von Jean Pauls Ideen dargestellt hätte.« (506)

Im Kapitel »Lektürewesen« werden Besonderheiten der Rezeption von Jean Pauls Texten mit denen von literarischen Hypertexten (»Hyperfictions«) in Beziehung gebracht. Um die Vergleichbarkeit von materiell begrenzten Textkorpora zu gewährleisten, wird dabei der weite Bereich der Hyperfictions auf solche Texturen beschränkt, die *nicht* auf die leserseitige Produktion von neuen Textelementen angelegt (Adventures, Multi-User-Dungeons, Textgeneratoren) und auch nicht für die Netznutzung (»Webfictions«) vorgesehen sind. Die hier verfolgte These baut auf die Ergebnisse der analysierten Schreibweisen auf: das »Schreiben aus Stücken« führe bei Jean Paul und im Hypertext zu ähnlichen Texturen und stelle »den Leser vor ähnliche Phänomene im Blick auf die Ordnung der Textur und der Narration« (240). Während die Lektürestategie aus der Perspektive des Link die bereits vorhandenen Verknüpfungen im Visier hat und gewissermaßen »am Stück« liest, ist die Lektürestategie der Lücke an den optionalen Verknüpfbarkeiten interessiert und will »aus Stücken« lesen. Diese Lektürestategien werden am Beispiel von Jean Pauls *Quintus Fixlein* und ausgewählten Hyperfictions (u.a. die CD-ROMs von Klötgen/Günthers, *Die Aaleskorte der Ölig*, und Shelley Jacksons *Patchwork Girl*) durchgespielt, wobei jeweils die Ebenen der Narration, der Motive und der Figuren unterschieden werden (vgl. 241, 319–342). Dabei zeigt sich, dass die multikursalen Strukturen, die in Jean Pauls eigentlich unikursalen Texten enthalten sind (u.a. in Form von Digressionen und Fußnoten, aber etwa auch in der Anlage eines komplexen Text-→Feldes« wie im *Quintus Fixlein*) den gleichen Effekt wie die Multikursalität von Hyper-

texten haben können, »indem die Erzählung als ein Feld erscheint, das abweichende Lektürestrategien provoziert« (506). Eine wechselseitige texttheoretische Erhellung der beiden untersuchten Textkorpora deutet sich damit an:

So kann auf der einen Seite Jean Pauls Textsammlung als narratives Spiel und ergodische Literatur behandelt werden. Auf der anderen Seite ist es möglich, Linkstrukturen als Digressionen zu begreifen oder auch der Vielfalt hyperfunktionaler Lektüremöglichkeiten mit literaturtheoretischen Vorschlägen zu begegnen, die sich eigentlich dem Versionenproblem in gedruckten Texten widmen. (507)

Bemerkenswert ist der in diesem Zusammenhang erbrachte explizite Nachweis der Strukturhomologie zwischen Jean Pauls Texten und Hypertexten, wenn Klapperts Argumentation in dem Schluss mündet, dass

eine link-perspektivische Lektüre immer wieder zu lücke-perspektivischen Lektürestrategien genötigt und eine lücke-perspektivische Lektüre geradezu über ein eigenes Verweissystem organisiert wird [...]. Umgekehrt wird über die Lektürestategie der Lücke eine Lektüre auch im Sinne der Link-Perspektive möglich, so dass über diesen Umweg Sinn, Kohärenz und Handlung konstruiert werden können. (508)

Auf dem Feld der »Wertungsweisen« führt die Verfasserin ihr anregendes dialektisches Denkspiel weiter fort, indem sie die Topoi der Jean-Paul-Rezeption mit aktuellen Wertungen der Hypertextliteratur bzw. -theorie in Beziehung setzt und dabei nicht nur grundsätzliche »Divergenzen« (508), sondern auch Parallelen ausmacht. Beide Texturen werden aus der Link-Perspektive

aus ähnlichen Gründen überwiegend negativ gewertet, indem sie aus dieser Sicht als »regellos«, »maßlos« und sogar »pathologisch« [...], als »formlos«, »wuchernd« und »willkürlich« [...] sowie als »unzuverlässig« und »instabil« [...] erscheinen. Aus der Lücke-Perspektive werden sie hingegen aus ähnlichen Gründen überwiegend positiv gewertet, indem sie ästhetisch »reich«, »kreativ« und »innovativ« [...], »plural« und »modern« [...] und voll von Möglichkeiten für einen sich »aktiv« beteiligenden Leser [...] erscheinen. Die Perspektivik kann somit [...] die unterschiedliche Wahrnehmung derselben Phänomene erklären. Sie zeigt, dass die Wertungen von Jean Pauls Texten und Hypertexten zwar differieren, aber dass sie entsprechend der Perspektiven *auf die gleiche Weise* differieren. (508f.)

Annina Klapperts Versuch, die Perspektiven von Link und Lücke auf Jean Pauls Texte und auf Hypertexte anzuwenden und dabei das Schreiben, Lesen und Bewerten dieser Texte in Beziehung zu setzen, darf insgesamt als gelungen bezeichnet werden. Die experimentelle und originelle Vergleichsanordnung erweist sich trotz aller historischen und medialen Divergenzen als fruchtbar und erlaubt es, bestimmte produktions- und rezeptionsseitige »Alleinstellungsmerkmale« von Jean Pauls Texten zu erfassen, die mit einem

herkömmlichen philologischen Beschreibungsinstrumentarium nur schwer zu benennen sind. Ähnliches gilt für den Hypertext und seine Besonderheiten, auch wenn das Licht, das die Konfrontation mit Jean Paul auf ihn wirft, vielleicht nicht so neu und im besten Sinne erhellend ist wie umgekehrt.

Abschließend seien noch einige Einwände und Vorschläge erlaubt, die einer Weiterführung und möglicherweise Optimierung des von Klappert konstruierten Vergleichsmodells dienlich sein könnten. Aus der Perspektive der Jean-Paul-Forschung wäre es wünschenswert, die Schreibmethodik des Autors nicht auf die sicherlich zentrale Funktion der Exzerpte zu reduzieren.⁵ So intensiv und extensiv Jean Paul auch exzerpiert und auf dieses Material zurückgegriffen hat: die Textwerkstatt dieses Autors, so hat gerade die neuere Editionsarbeit der letzten Jahre gezeigt, ist damit in ihren Dimensionen noch keineswegs gänzlich ermessen. Die spezielle Funktion der unmittelbaren Romanvorarbeiten, aber auch der anderen Textsammlungen wie etwa der *Ideen* und *Bausteine*, oder auch der *Satiren* und *Ironien*, als weitere Stationen hin zum literarischen Text, wäre in die von Klappert angestellten Überlegungen mit einzubeziehen. Dabei steht durchaus zu erwarten, dass das Modell von Link und Lücke sich auch auf komplexere Strukturen der Schreibmethodik Jean Pauls anwenden lassen wird. Genauso wie bei der Schreibmethodik und ihren verschiedenen, Literarität generierenden Entwicklungsstufen wäre es wünschenswert, die Komplexität von Jean Pauls vertracktem und verwinkeltem Textkosmos in einem solchen Vergleich stärker zu akzentuieren, die Perspektive auf »Jean Pauls Texte« also einerseits zu erweitern, und dann andererseits in dieser erweiterten Perspektive auch die einzelnen Texte in ihrer Verschiedenheit und im Detail stärker wahrzunehmen. Das von Klappert herangezogene Beispiel *Quintus Fixlein* ist in seinem Charakter als »Textkonglomerat« sicherlich sehr gut gewählt, markiert aber doch nur eine von vielen interessanten Facetten des Autors. – Ähnliches gilt für die Hyperfiction, die aufgrund ihrer medialen Besonderheiten in einer der traditionellen Buchform verpflichteten wissenschaftlichen Darstellungsweise ja nur eingeschränkt zu repräsentieren ist. Da wohl auch der medientheoretisch interessierte Leser in diesem Bereich über weniger Leseerfahrung verfügt als mit

⁵ Zu berücksichtigen wären noch die wertvollen Beiträge, die in der Exzerptforschung zuletzt insbesondere von französischer Seite (Helmreich, Espagne) geleistet wurden. Nicht zuletzt wäre auch der Faktor der Poetizität auf dem Weg vom Exzerpt in den literarischen Text (ggf. über die Zwischenstation des Registers oder andere »Exzerpten-Exzerpten«, vgl. dazu die Untersuchung von Sabine Straub und Monika Vince, »Wetterleuchtende Demant- und Zaubergrube«. *Zur Produktivität des Todes in Jean Pauls Exzerpten und literarischen Schriften*, in: *JJPG* 39 (2004), S.27–60) anhand von konkreten Beispielen genauer zu diskutieren.

»gewöhnlichen« Jean-Paul-Texten, hätten ausführlichere Beschreibungen der diskutierten Hypertext-Beispiele zur Plastizität der Darstellung beitragen können. Genauso wie der Zusammenhang zwischen der lückepektivischen Schreibmethodik Jean Pauls und dem primär linkperspektivischen literarischen Text wäre dann wohl auch die dialektische Beziehung zwischen dem Phänomen, dem Modus bzw. der Faktur »Hypertext« und der daraus hervorgehenden »Hyperfiction« noch genauer zu erfassen.

Die Perspektiven von Link und Lücke werden von der Autorin auch auf der Ebene ihrer eigenen Darstellung geschickt variiert und kombiniert. Digressionen und der sprunghafte Faktor des Witzes sind darin ebenso enthalten wie überzeugende argumentative Synthesen und Systematisierungsvorschläge. Die durchaus etwas eigenwillige, experimentelle Darstellung verlangt dem Leser einiges ab, belohnt ihn aber auch mit überraschenden Brückenschlägen, originellen Anregungen und erfrischenden neuen Sichtweisen. In der komparatistischen Verschränkung von Kommunikations-, Medien- und Texttheorie, Rezeptionsästhetik und Schreibmethodik ist möglicherweise *ein* Modus gefunden, in dem die Jean-Paul-Forschung des 21. Jahrhunderts Erfolg versprechend weiter diskutieren kann.

Michael Will (Würzburg)

